



Werfen wir hier nun, lieber Leser, noch einmal einen Blick auf die bisher angeführten Reden Jesu, so sehen wir, daß der Herr dem Petrus das Amt und die Vollmacht erst versprochen und dann wirklich übertragen hat, Sein Stellvertreter zu sein für die ganze Kirche, — auch die Apostel und ihre Nachfolger nicht ausgenommen — und daß dieses Amt demnach das höchste in der Kirche ist, und daß es fortdauern muß bis ans Ende der Welt. Daraus folgt, daß dieses Amt auch heute noch von Jemand geführt werden muß! Wer ist dieser? Nur der römische Papst! Dieser ist der Nachfolger des hl. Petrus als Bischof von Rom, wo Petrus gestorben ist und seinen obersten Vorrang in der Kirche seinem Nachfolger hinterlassen hat: er ist der oberste und einzige über alle Bischöfe und über die ganze katholische Christenheit, die in vielen Millionen über den Erdbreis sich ausdehnt.

Man könnte nun die Frage aufwerfen: ob denn die vom Herrn gebrauchten bildlichen Bezeichnungen dem Petrus allein zukommen, oder ob sie in der Schrift auf andere auch Anwendung finden? Ich antworte: jene drei Bezeichnungen werden allerdings auch Christus Selbst beigelegt. Im ersten Korintherbriefe nennt der hl. Paulus Christum den „Fels“ (1. Kor. 10, 4); nach der „Beh. Offenbarung“ hat Er auch die „Schlüssel“ (3, 7.); Ihm ist endlich auch die Herde der Lämmer und Schafe eigen, da Er der „gute Hirt“ ist (Joh. 10, 11).

Allein, lieber Leser, was folgt denn daraus? Ist es nicht eine weitere Bekräftigung dafür, daß Petrus wirklich und wahrhaft jener oberste Stellvertreter Jesu ist, wie wir gesagt haben? Christus ist der unerschütterliche Fels aus eigener Macht, und dem Petrus hat Er die Macht gegeben, ebenfalls Fels zu sein: aber nur kraft dieser empfangenen Macht, so daß Petrus auf dem (wenn ich so sagen soll) noch tieferen Ursels, Jesu Christo, ruht. Ferner Christus hat die „Schlüssel“ aus eigener göttlicher Allmacht: Er gibt sie aber dem Petrus, in Seinem Namen damit zu walten. — Endlich die Herde ist dem göttlichen Hirten eigen, der sie mit Seinem eigenen Blute erkaufte hat: aber als den obersten stellvertretenden Hirten stellte der Herr den Petrus auf.

Mit dieser obersten Gewalt, durch die er alle übrigen Apostel überragte, ausgerüstet, wirkte Petrus mehr als dreißig Jahre nach des Herrn Himmelfahrt; die letzten fünf und zwanzig Jahre verlebte er als Bischof von Rom, mag er auch inzwischen wiederholt auf Bekehrungsdreien gegangen sein. In seiner zweifachen Eigenschaft: als Bischof von Rom und als oberster Stellvertreter Jesu über die ganze Kirche, starb er endlich des Martertodes in Rom, — sogleich aber folgte ihm ein anderer, und zwar in beide Aemter: als Bischof von Rom und als Stellvertreter Christi, als Papst! Und so haben im Laufe der Jahrhunderte 258 römische Bischöfe diesen päpstlichen Vorrang als Nachfolger des hl. Petrus beansprucht und ausgeübt, und die Bischöfe und die Völker und Fürsten haben diesen Vorrang anerkannt. Kann man es uns Katholiken aber verdenken, lieber Leser, daß wir dem obersten Stellvertreter Jesu Christi mit entsprechender Ehrfurcht und Liebe anhängen?

#### In der Reichsdruckerei zu Berlin.

Von Kurt von Walfeld.

#### IV.

Im Gießsaal und in der fremdsprachlichen Abteilung.

Die weltbewegende Erfindung Gutenbergs bestand darin, daß er an Stelle der festen, auf einem Stück Holz oder Metall hergestellten Lettern die beweglichen setzte.

Die Herstellung dieser beweglichen Lettern

war früher eine sehr umständliche und beschwerliche Sache, heute besorgt das alles die Maschine. Die ersten Maschinen waren noch mangelhaft; die Buchstaben verlangten nach dem Guß noch gründliche Bearbeitung. Es mußte zunächst der am unteren Ende sitzende Anguß, das heißt das überflüssige Stück Schriftmetall, das sich in der trichterförmigen Eingußmündung bildet, abgebrochen und dann die Lettern auf einem Sandsteine oder einer Schleifmaschine an ihren beiden Seiten glatt geschliffen werden. Mit dieser Bearbeitung waren in der Gießerei der Reichsdruckerei Tag für Tag mehrere Mädchen beschäftigt. Ich habe es leider unterlassen zu fragen, warum das heute noch geschieht, da die einfachen Maschinen durch die Komplettmaschinen ersetzt worden sind, welche die Lettern vollkommen fertig und tadellos liefern, so daß gar keine Nacharbeit mehr nötig ist.

Die alte Maschine warf mittels einer Pumpe, die den Gießlöffel erfegt, einen Strahl flüssigen Metalls in die Gießform. Die Maschine gab nach kurzer Zeit den erkalteten, mit Anhängsel versehenen Buchstaben heraus. Bei diesem Spritzen oder Werfen des flüssigen Metalls in die Gießform kam oft Luft in die Metallmasse und die Lettern zeigten nachher hohle Stellen. Dieses und die Anhängsel beseitigt die Komplettmaschine. Dieselbe besteht aus zwei miteinander kombinierten Hauptteilen, dem Gießapparat, welcher in einer Gießform die Lettern automatisch gießt und dem Zurückapparat, welcher die Seiten und Endflächen der Lettern so zurechtet, daß die Buchstaben die Maschine in vollkommenem fertigem Zustande verlassen. Man sieht auf einer schmalen Leiste die einzelnen Lettern herausmarschieren und sich von selbst auf der Leiste lagern, indem sie automatisch fortgeschoben werden.

In der Reichsdruckerei sind mehrere Komplettmaschinen stets in Betrieb, außerdem aber auch einige Gießmaschinen. Warum das geschieht, weiß ich nicht, und kann ich keinen Grund dafür finden, als nur eben den, daß die vorhandenen Maschinen aufgebraucht werden sollen. Das wäre allerdings eine sonderbare Ansicht und eine kostspielige, denn so eine alte, schlechte Maschine liefert im Tage etwa 20—25 000 Lettern, während eine gute Komplettmaschine deren bis zu einer halben Million täglich liefern kann. In dem großen Gießraum der Reichsdruckerei wird stets fleißig gearbeitet, denn alle Lettern, von den einfachsten bis zu den kompliziertesten, werden in dieser Gießerei hergestellt. Auf meine Frage, woraus das Schriftmetall bestehe, erhielt ich keine Antwort. Ich fand das auch ganz selbstverständlich, denn jede Schriftgießerei legiert, mischt sich, nach eigenen Erfahrungen ihr Metall und hält die Zusammenfassung geheim; obwohl es eigentlich überflüssig ist, denn die Wissenschaft kennt doch genau die Mischung. Diese besteht gewöhnlich aus 50 Teilen Blei, 40 Teilen Antimon und 10 Teilen Zinn. Will man die Masse weicher haben, setzt man etwas mehr Blei und weniger Antimon hinzu. Soll sie härter sein, nimmt man etwas mehr Antimon oder setzt noch etwas Kupfer hinzu. In der Reichsdruckerei wird das Schriftmaterial vom Oberfaktor in einem besonderen, kleinen Raum legiert. Diese Legierung wird dann nachher an die Arbeiter, die Gieger, verteilt, die sie in großen Tiegeln dann nach Bedarf zum Schmelzen bringen. Diese Schmelzöfen stehen in der großen Gießerei und geben dem mächtigen Raum oft eine mehr als gemüthliche Temperatur. Während meiner Beschäftigung war ein Gieger damit beschäftigt, Druckerfarbe herzustellen, eine besonders feine Sorte. Das war etwas Außergewöhnliches, denn die Herstellung der Druckerwärze und der Druckerfarbe ist längst aus den Buchdruckereien in die Fabriken gewandert, wo sie besser und billiger hergestellt werden. Besonders werden in den Fabriken die festen Bestandteile der Schwärze oder der Farbe besser verrieben.

Gewöhnliche Druckerwärze besteht aus Leinölfirnis und Kienruß. Man hat Druckerwärze der verschiedensten Arten. Die einfachste kostet rund 30 Mark das Pfund, die beste aber 300 Mark.

In früheren Zeiten war das Anfertigen der Druckerwärze ein Festtag für die Buchdrucker. Da gab es noch öffentliche Firnisflächen, wo die Schwärze bereitet wurde. Da zog das ganze Personal hinaus, und neben dem Leinöl zur Schwärze floß auch das Bier in großen Mengen durch die durstigen Kehlen.

Im Gießsaal der Reichsdruckerei werden auch die wichtigsten Stereotypplatten hergestellt und, wenn nötig, verfertigt. Es liegt auf der Hand, daß man bei Herstellung von Stereotypplatten große Vorsicht anwenden muß, denn wenn man auch einen fehlerhaften oder falschen Buchstaben ausgraben und einen neuen einsetzen kann, so ist dieses doch eine höchst mühselige und zeitraubende Arbeit, besonders bei den Platten für die Rotationsmaschinen, die wegen der runden Walze der Maschine ebenfalls eine entsprechende Rundung haben müssen.

Die Erfindung der Stereotypie wird verschiedenen Männern zugeschrieben. Die Deutschen sagen, der Prediger Johannes Müller in Leyden habe sie erfunden gegen Ende des 17. Jahrhunderts. Die Franzosen nennen Firmin Didot als den Erfinder. Didot druckte die Logarithmen-Tafeln des Callet. Bei diesem Druck mit beweglichen Lettern aber kamen so viele störende Druckfehler vor, daß die Rot und Verzweiflung den Firmin Didot zwang, auf Abhilfe zu sinnen. Nach langem Probieren gelang es ihm, daß er die aus beweglichen Buchstaben und Zahlen zusammengesetzten und aufs genaueste korrigierten Seiten auf ganze Tafeln abgießen ließ. Diese so verbundenen Lettern nannte Didot Stereotypen, von dem griechischen stereos, fest, feststehend, und typos, Form, Gestalt.

Im Jahre 1795 druckte er zuerst mit diesen festen Formen, die heute eine so wichtige Rolle in der Buchdruckerkunst spielen, daß man sie gar nicht mehr entbehren kann.

Der Gießsaal für die fremden Sprachen ist ein sehr großer, schöner Raum, wo die intelligentesten Seher der Reichsdruckerei beschäftigt sind, 48 an der Zahl. Der Oberfaktor selbst ist aus dem Seherstand hervorgegangen. Mit großer Lebenswürdigkeit zeigte mir der Herr eine ganze Reihe von Büchern, die hinter seinem Arbeitspult in einem mächtigen Glasschrank standen. Ich hatte leider wenig Genuß von dem Gezeigten, denn mir waren die Buchstaben völlig fremde Gestalten. Es waren Bände angefüllt mit Hieroglyphen der alten Ägypter, mit der Zendsprache der heiligen Bücher der Perser, Bücher, welche chinesische und japanische Schriftzeichen aufwiesen. Ich konnte nur meiner Bewunderung Ausdruck verleihen über die Geschicklichkeit der ca. 50 Seher, welche solche, ihnen doch auch nicht verständliche Zeichen so druckfertig zu setzen vermochten, mit derselben Schnelligkeit, wie andere Seher in ihrer Muttersprache arbeiten. Freilich sind als Korrektoren gründliche Sprachgelehrte vorhanden. Fortlaufend gesetzt werden in dieser Abteilung die „Mitteilungen des Seminars für orientalische Sprachen“, dann die „Jahresberichte der Preussischen Akademie der Wissenschaften“. Auch russische, türkische, ja selbst abessinische Bücher und Schriften werden hier gesetzt und in der Druckerei gedruckt. Und alle diese Schriftzeichen werden in der Gießerei der Reichsdruckerei hergestellt, mit Hilfe von zehn Komplettmaschinen.

Damit wäre der Rundgang durch die Reichsdruckerei beendet. Er hat gezeigt, welche imponierende Mannigfaltigkeit die Reichsdruckerei in ihren Arbeiten hat, welche sie mit einem Heere von fast 2000 Beamten, Gelehrten und Arbeitern bewältigt.

## Unterwegs.

Im Hotel und auf der Eisenbahn.

Praktische und juristische Ratschläge für die Sommerreise. Von Dr. Richard Friderici.

Wenn man zu unserer Urgroßväter Zeiten eine weitere Reise unternahm, machte man wohl als guter Familienvater sein Testament, umarmte, als ob es in die tödlichste Ungewissheit hineinginge, unter Thränen alle Verwandten und Bekannten und stürzte sich dann mit ahnungsvollem Grauen, zum Leben und Sterben bereit, in den Bauch des sechs-süßigen Marterkastens, der Postkutsche. Heute reist alle Welt, besonders zur Sommerzeit, wenn der Staub und die Hitze der Großstädte deren Bewohner in die Berge und an die See treiben. Man schickt sogar Kinder allein über hundert Meilen weit, indem man ihnen wie den zum Postverwandt hergerichteten Hasen einen Zettel anbindet mit Angabe des Reiseziels und mit der Bitte an alle guten Menschen, sich des jugendlichen Reisenden anzunehmen. Wer aber glaubt, daß die Menschheit in der Wahrnehmung ihrer Rechte auf Reisen entsprechend geschickter geworden sei, wird nur zu oft erkennen müssen, daß er sich im Vertrauen auf deren Selbstständigkeit gründlich getäuscht hat. Es ist kaum zu glauben, wie hilflos viele Reisende, denen man mehr Gewandtheit zutraut, sich benehmen, wie unzuverlässig ihr Verhalten auf der Eisenbahn ist, wie wenig sie mit ihren gesetzlichen Rechten im Gasthaus vertraut sind, und wie sehr sie es durch schlecht angebrachte Mitteilbarkeit, dem die Bahnzüge, Bahnhöfe und Restaurants unsicher machenden Gaunertum erleichtern, ihre vertrauensseligen Opfer mit aller Gemächlichkeit auszurauen.

Halten wir zunächst einmal auf dem Bahnhofs Umschau. Schon hier sehen wir, wie viele Reisende durch ihr Benehmen zweifelhaftem Volke, daß sich nirgends häufiger herumtreibt als hier, auf die unvorsichtigste Weise Gelegenheit zur Anknüpfung geben. Wer vorsichtig ist, informiert sich über Abfahrt und Ankunft der Züge, deren Aufenthalt auf den Zwischenstationen, über Hotels, Sehenswürdigkeiten, lohnende Ausflüge und dergleichen schon daheim aus Kurs- und Reisehandbüchern, deren Preis gegenüber den allgemeinen Kosten einer Reise sehr gering und deren Anschaffung immer eine Ausgabe ist, die sich lohnt. Der im Reisen Unerfahrene spart diese Ausgabe; er wird aber dadurch gezwungen, sich auf Schritt und Tritt nach allerlei bei fremden Menschen zu erkundigen, die vielleicht schon im Augenblick der Frage die Absicht fassen, ihre Bauernjägerkünste an dem naiven Menschenkinde zu probieren, das ihnen freiwillig ins Garn läuft. Damen, die im Reisen einige Übung haben, pflegen ihr Kostüm und den dazu getragenen Schmuck so bescheiden wie möglich zu wählen; denn auch in der Einfachheit läßt sich Chic und Eleganz entwickeln. Kostbares Geschmeide trägt man im Ballsaal und bei ähnlichen passenden Gelegenheiten, aber nicht im Straßengewühl und auf der Eisenbahn; und die Frau, die sich für die Reise mit ihrem besten Schmuck aufputzt, läuft Gefahr, für das Gegenteil dessen eingeschätzt zu werden, wofür sie gehalten zu werden wünscht. Schlimmer als das, was jedem schließlich, da es sich um fremde Leute handelt, gleichgültig sein kann, ist der Umstand, daß man durch prozenhaftes Tragen von teurem Schmuck zum Diebstahl förmlich herausfordert.

Am meisten wird nun an den Fahrkartenschaltern gestohlen als den Orten, wo der Reisende sich in der Regel im ärgsten Gedränge befindet, und wenn er ungewandt ist, von der Thätigkeit des Fahrkartensüßens derart in Anspruch genommen wird, daß er vollständig darauf vergißt, auf sich und seine Umgebung Obacht zu geben. Auf deutschen Bahnhöfen von Bedeutung werden die Fahrkartenschalter meistens eine Stunde vor der Abfahrt des Zuges geöffnet und sind über-

haupt fast durchweg in ausreichender Zahl vorhanden. Schlimmer sieht es schon auf den Bahnhöfen eines großen Nachbarstaates aus, wo namentlich der Reisende 3. Klasse nicht viel besser behandelt wird als ein Bier-süßler. Wer aber einmal das Tohuwobohu auf italienischen Bahnhöfen beobachtet hat, deren Zustände eine Schande für das heiserische Land sind, begreift es, daß der Platz vor der Fahrkartenausgabe das Paradies für alle Langfinger ist, die nach der dicken goldenen Uhrkette eines achtlosen Herrn oder nach der aus der möglichst verkehrt angebrachten Tasche hervorstulpenden Börse einer Dame Gelüste tragen. Man schene daher, wenn man nicht Montine im Reisen besitzt, nicht die kleine Ausgabe einiger Nickelstücke, um sich durch einen Bahnangestellten die Lösung einer Fahrkarte und die Expedition der Koffer im Gepäckraum besorgen zu lassen, der kaum weniger gefährlich ist, als der Fahrkartenschalter.

Eine unglaublich unbedachte Gewohnheit vieler Passagiere, für die eine Reise ein wichtiges Lebensereignis ist, besteht darin, ihre Borschaft angesichts fremder Menschen immer wieder durchzuzählen. Der Dieb wird, wenn ihm Gelegenheit geboten ist, sich des Geldes des Reisenden zu bemächtigen, jedenfalls so frei sein, gänzlich reinen Tisch zu machen und nicht durch eine zweite gefährliche Manipulation das nur teilweise geplünderte Portemonnaie wieder in die Tasche seines Eigentümers zurückschieben. Das Zählen ist also durchaus überflüssig; andererseits aber verrät es dem Gauner zweierlei, nämlich erstens die Person des unbeholfenen, zaghaften Reisenden, und zweitens den Aufbewahrungsort, gegen welchen der Dieb seinen Angriff zu richten hat.

Gewohnheitsmäßige Bahndiebe arbeiten meistens zu zweien in der Weise, daß der eine wie durch Zufall in gewaltiger Karambolage an den zu Beraubenden auf dem Bahnsteig oder in dem engen Seitengang der Durchgangswagen anrennt, wogegen der andere hierbei oder während der sich nunmehr entwickelnden Entschuldigungszene in Gemächlichkeit die Plünderung ausführt. Es ist dies ein wohlbekannter Gaunertrick, der jedoch stets aufs neue zur Ausführung der frechsten Diebstähle benutzt wird und gegen den man sich streng genommen nur dadurch sichern kann, daß man für diese kurze Zeit des Aufenthalts auf dem Bahnsteig und bis man es sich im Coupé bequem macht, Kopf oder Ueberzieher zugedüngt hält und den Außentaschen der Kleidung überhaupt nichts Wertvolles anvertraut.

Viele Reisende, die nur selten eine längere Bahnfahrt machen, scheinen den Aufenthalt im Zuge für die beste Konversationsgelegenheit zu halten. Man kann oft genug beobachten, daß Menschen, die in ein von wildfremden Reisenden gefülltes Coupé einsteigen, sofort treuherzig von sich selbst und ihren Reisezielen zu plaudern beginnen, gleich als ob sie sich im intimsten Freundeskreise befänden. Wenn nun ein Betrüger, nachdem er sich genügend unterrichtet und dem Reisenden wo möglich noch irgend ein Legitimationspapier entwendet hat, unter dessen Namen ein geschickt abgefaßtes Telegramm an die zu Hause gebliebene Gattin wegen telegraphischer Nachsendung von Geld aufgibt, und der Gaunerstreich von Erfolg begleitet ist, wird der vertrauensselige Reisende sich sagen müssen, daß er durch seine Geschwätzigkeit selber am meisten zum Gelingen des Betruges beigetragen hat.

Ueberhaupt ist kähle Zurückhaltung auf der Reise das erste Gebot der Vorsicht. Es wird jedes Jahr so viel unnützes Zeug über die Ungemüthlichkeit und Unnahbarkeit vieler Reisenden geschrieben, die es fertig bringen 12 Stunden im Coupé zu verweilen, ohne mit ihrem Gegenüber auch nur ein einziges Wörtchen gewechselt zu haben. Ob man sich aber unterhalten will oder nicht, ist in erster Linie Temperamentssache, und das natürliche

Taktgefühl sollte davon abhalten, zugeknüpften Mitreisenden ein unerwünschtes Gespräch aufzunöthigen.

Sehr irrige Vorstellungen herrschen im Publikum auch über das Rechtsverhältnis zwischen dem Reisenden und dem Hotelbesitzer, besonders hinsichtlich der Verantwortlichkeit des letzteren für die vom Gast mitgebrachten Gepäckstücke und sonstigen Gegenstände. Das früher vielfach geltende Recht, wonach der Wirt für das eingebrachte [Invocta et illata] des Reisenden schlechthin haftete, hat mancherlei Aenderungen erfahren, welche der Wandelung der Zeiten und dem modernen Verkehrsbedürfnis und den gewaltigen Verschiedenheiten entsprechen, die zwischen einem stark frequentierten Postgasthaus aus der Zeit vor 100 Jahren und einem Niesenhôtel der Gegenwart bestehen. Das neue Bürgerliche Gesetzbuch für das deutsche Reich hat auch diesen Stoff einheitlich geregelt. Als Grundsatz gilt, daß ein Gastwirt, der gewerbsmäßig Fremde zur Beherbergung aufnimmt, einem im Betriebe dieses Gewerbes aufgenommenen Gaste den Schaden zu ersetzen hat, den der Gast durch den Verlust oder die Beschädigung eingebrachter Sachen erleidet. Als eingebracht gelten die Sachen, welche der Reisende dem Gastwirt oder dessen Leuten, die zur Entgegennahme dieser oder nach den Umständen als dazu bestellt anzusehen waren, übergeben oder an einen ihm von diesen angewiesenen Ort oder in Ermangelung einer Anweisung an den hierzu bestimmten Ort gebracht hat.

Von der Erfassungspflicht ist der Wirt nur dann befreit, wenn der Gast oder ein Begleiter desselben selber den Schaden verursacht haben oder wenn der Schaden durch die Beschaffenheit der Sachen selbst (z. B. dem Verderben ausgesetzte Dinge) oder durch höhere Gewalt entsteht, als welche letztere z. B. eine Feuersbrunst anzusehen ist. Freiwillige Vereinbarung zwischen Wirt und Gast befreit den ersteren natürlich von der Haftpflicht; dagegen ist der von vielen Hoteliers beliebte Zimmeranschlag, daß der Wirt die Haftung ablehnt, gänzlich wirkungslos.

Die Höhe der Haftpflicht bemißt sich nach dem wirklich entstandenen Schaden. Für Geld, Wertpapiere und Kostbarkeiten haftet der Gastwirt nur bis zum Betrage von 1000 Mark.

Nur wer gewerbsmäßig Gäste aufnimmt, ist haftbar. Keine Schadenersatzansprüche hat der Reisende also gegen diejenigen Anstalten, die nicht des Gelderwerbs wegen betrieben werden, also z. B. gegen Klöster, Hospize, von kirchlichen Vereinen geleitete Unterkunftsanstalten, die Unterkunftsstalten der Gebirgsvereine, da alle diese Anstalten nicht des Profits wegen betrieben werden. Dagegen ist die Eisenbahnverwaltung oder die Compagnie Internationale des Waggon lits ebenso schadenersatzpflichtig wie der erste beste Hotelier, weil der Schlafwagen bezw. der Lugszug nichts anderes ist als ein fahrendes Gasthaus. Auch der Besitzer eines Hotel-Garni, eines Boarding-House oder einer Familienpension unterliegt selbstredend der Haftpflicht.

Der Schadenersatzanspruch erlischt, soweit es sich um gewöhnliche eingebrachte Sachen handelt, wenn der Gast nicht unverzüglich, nachdem er von dem Verlust oder der Beschädigung Kenntnis erhalten hat, dem Gastwirt Anzeige macht. Dies trifft jedoch nicht hinsichtlich jener Dinge zu, die der Gast dem Wirt zur Aufbewahrung gegeben hat. Hier erlischt der Anspruch erst nach Ablauf der gewöhnlichen Verjährungsfrist.

Auf der anderen Seite hat der Gastwirt für seine Forderungen für Wohnung und andere dem Gaste zur Befriedigung seiner Bedürfnisse gewährte Leistungen mit Einschluß der Auslagen, ein Pfandrecht an den eingebrachten Sachen des Reisenden. Der letztere ist also, falls er sich durch die überreichte Rechnung überborteilt und geprellt glaubt, nicht ohne weiteres befugt, das Eingebrachte dem Gewahrjam des Hoteliers zu entziehen.

### Der Ragenkogel speit Feuer.

Eine Johannisstagshumoreske von Peter Huber.

Der lange, lange Sommertag neigte sich seinem Ende zu — in den Thälern lagern bereits tiefe Schatten, während die Riesenhäupter der Salzburger Alpen in roter Glut erstrahlen. Und die Wellen der Salzbach spiegeln die Glut wieder und wälzen sich dahin wie flüssiges Erz.

„Do droh'n, scheint's, wird aa schon dös Sunnawendfeuer anzünd,“ sagte der Hochthalbauer, der eben den Weg zu seinem Hause herauf kam, zu seinem Gaste, der auf seinem Feldstuhl mit Skizzenmappe auf den Knien saß und eifrig malt, „gel, dös hab't's halt no net schaut — no wo seit's halt her?“

„Kein, wirklich nicht,“ antwortete der mit eleganter Nonchalance gekleidete Künstler mit etwas weichem singenden Tonfall, „unser Dresden ist eine wunderschöne Stadt, die Umgebung ist herrlich und weiter raus heißt man's sogar die sächsische Schweiz — aber so was herrliches habe ich mein Lebtag nicht erschaut — und das muß ich festhalten.“

„Hoho!“ rief der Andere, „festhalten! Dös war m'r — halt es mal seit — werd's scho schaug'n, wie bald dös furt is! Aber — was i Euch scho lang hab' frag'n woll'n, — was thuats denn scho seit Tag da mit dem Hansl — dem Haderlumpen — mein'm Nachbar? Immer seid's mit eam z'amm — und i muß sag'n — dos gefallt m'r sei nöö.“

„Aber ich bitt' Euch, Hochthaler,“ lächelte der Künstler sein, „er ist doch ein netter junger Mensch.“

„Aa scho sein,“ erwiderte der Bauer trocken, „aber a Haderlump is er — a Malefizkerl elender. — Was moants — kimmt der vor vier Wochen zu mir nauf und —“

„Und will Eure Lonei frei'n — das ist doch nichts schlechtes. Im Gegenteil — ich finde das sehr natürlich von ihm.“

„Ihr habt sie ihm nicht geben wollen — na — damit könnt' doch die Sache für Euch erledigt sein — er hat doch schließlich nichts schlechtes begangen, der Hansl.“

„Nix Schleich's? — an Unverschämtheit is g'wesen!“ — rief der Bauer erregt — und i sieh — er hat Euch a scho derzählt — schaug's das is a nei recht. Und sag'n muß i, dag m'r dös nit paßt.“

„Aber lieber Hochthaler — laßt Euch das doch nicht kümmern — er hat nie was schlechtes von Euch gesagt.“

„Dös hätt' aa no g'fehlt.“

„Sondern immer nur Gutes von Euch gesprochen — und ich bin mit ihm gegangen, weil er mir die Gegend gezeigt hat — und ich versprech's Euch, es soll nicht wieder so oft vorkommen.“

„No sollt mir freu'n.“

„Nur einmal hat er mir was erzählt, darüber habe ich herzlich gelacht — aber er war darüber sehr traurig.“

„No was is's denn g'wesen?“

„Wie Euch der arme Hansl um Eure Tochter gebeten hat, da habt Ihr gesagt —“

„Was, Du Haderlump, hob i g'lagt“, fiel der Bauer begeistert ein, „mei Lonei willt' hab'n, Malefizkerl elendiger — hob i g'lagt — hob'n sollt's, wenn droben der Ragenkogel's Feuer 'nauspeit aus seiner Spitze und Sand un Aschen und flüssigen Dred — wie der Berg da drüb'n — no der in Amerika — sunst nöö — hab i zu ihm g'lagt.“

„Aa so habt Ihr gesagt“ — lächelte der Künstler — „und wenn das nun geschähe — wenn der Ragenkogel wirklich anfangt Feuer zu speien — dann wollt Ihr?“

„Ja, wenn so a Wunder — aber do kann er lang passen — so ebbas gieb's jo sei doch nimmer.“

„Das will ich nicht sagen“, entgegnete der Maler ernsthaft — die ganze Erde ist voll flüssigen Feuers — und wo das an die Oberfläche kommt — das weiß man nicht.“

„Es wird doch nöö hier?“ rief der Bauer.

„Ich glaube es ja auch nicht,“ beschwichtigte

der Maler — aber Euer Wort pflegt Ihr doch zu halten!“

„O mei — natürli — aber der Ragenkogel a — Joseph — wenn noch aaner wär von die Großen — so der Dachstein — oder so aaner — aber der Ragenkogel — der Lumpete — no lang net tausend Fuß hoch — seid's ja oft oben g'wesen! — Und was hot's denn do gestern drunt in der Stadt geb'n wo Des g'w'n seid — aa mit dem Lumpen — dem Hansl — um Risten hab't's g'habt — un Ballen —“

„O — ich hab' ihm Einiges besorgt, was er brauchte — doch jetzt verzeiht — die Berge verbläßen und ich kann nicht weiter malen — bringe meine Malgeräte nur hinein und komme gleich wieder heraus.“

„Ja i thaat scho bitten, das dös nöö versäum'n thaten — denn dös is gar schön, wenn d' Feuer d' Sunnawendfeuer ankend werden — hier ess'n m'r's Nachtmahl und da lönn mir's schaum wies ausflammt auf alle Berg.“

„Kein, das will ich auch nicht versäumen!“ rief der Künstler begeistert, ging ins Haus nach seiner Kammer hinauf, entledigte sich dort seiner Sachen, ging dann wieder hinunter und bemerkte, durch den Hausflur schauend, drei Menschen beisammen stehen, eifrig mit einander tuschelnd. Näher tretend erkannte er die Bäuerin, die Lonei und — den Hansl.

„Na — alles in Ordnung?“ fragte er, auf die Gruppe zutretend.

„Alles“, antwortete der Hansl — „un hab't' aa d' Erlaubnis kriegt?“

„Alles erledigt!“ flüsterte der Maler, „bin selbst überall gewesen, an zuständiger Stelle“, wie man zu sagen pflegt — sogar bei dem Herrn Pfarrer war ich und den Herrn Lehrer habe ich auch verständigt —“

„Oh ja'n Sö aber guat!“ flüsterte die Lonei — „un wär's mögli — a Bussel kriegtens!“

„Nestl — ertönte da die Stimme des Bauern vor dem Hause her, „wird's jetzt bald mit'm Nachtmahl.“

„Ja doch — ja!“ rief die Bäuerin und flüsterte dann dem Hansl zu — „jetzt mach, daß D' weglimmst 'nauf die Kammer — daß D' zur Hand bist, wenn's an der Zeit is.“

Nun verschwanden alle von ihrem Standort — der Hansl die Stiegen nauf, die Bäuerin und Lonei in die Küchen — und der Maler kam nach vorn.

Bald war der Tisch mit einem blaugewürfelten Tischttuch bedeckt und darauf prangte ein einfaches ländliches Mal: Brot, Butter, Käse, Wurst und eine Flasche leichten Tiroler Weines.

Nicht lange, so schallte Zauchzen, Jodeln, Böllerschüsse und mit eins stamnten auf allen benachbarten kleinen Anhöhen die Holzstöcke auf — von den Ufern der Salzach, die nicht tief unter dem Thalhofer vorbeifloß, stießen Flöße ab, auf denen Hausen mit Reisig geschichtet und mit Pech begossen hell auflohten. Und auf der Flut stümmerte, glimmte, glüherte und sprühte es wie von tausenden von Sternen — die in die Wellen gefallen und nun von ihnen fortgerissen werden!

„Schaugt's, Herr Altman — dös is aa was — giebt's leicht was Schönes?“ fragte der Bauer den Maler.

„Aber mit Euern Ragenkogel — do is's sei nix — nöö amol a Feuer hobn's droh'n ankend! Is aber a z'widerer Berg, nix wie Stoan! — No — Lonei — i mein, bei dem wirst nix z' danken haben!“

Lonei erwiderte nichts, sondern schaute nur hinüber, wo der arg verleumdete Berg liegen mußte. Sehen konnte man ihn nicht, dazu war es schon zu dunkel — aber sie wußte die Stelle ganz genau, wo er sich hinter den niedrigen Hügel des jenseitigen Ufers erhob als ein kahler, steiniger Kegele.

Da plötzlich fuhren alle auf. Es gab eine Detonation wie ein Kanonenschlag — und als man dem Schalle nachblickte, da stammte es drüben hell auf — feurige Stücke flogen in der Luft umher und dann lohte eine große Feuerfäule empor. —

„Jetzt — was is m'r denn dös — dös is jo der Ragenkogel — bei meiner armen Söll.“

„Es kommt mir auch so vor — aber es kann ja doch wohl nicht sein.“

„Ah na — was woll'n's denn?“ schrie der Bauer fast zornig — „i sich den all Tag seit fünfzig Jahr — und i kenn'n.“

„Ja, Vater, ich glaab a — dös is der Ragenkogel,“ sagte die Bäuerin, „und dös nimmt mi Wunder — denn sei Jahren ist da ka Sunnawendfeuer ankend worden auf den schiecha Berg — der is viel z' steil, als das oand Luft g'püren sollt, der Scheit und Reissig 'naufz'tragen.“

„Und ein Johannisfeuer ist das auch nicht!“ rief der Maler — „denn seht doch mal hin — die Flamme sieht ganz anders aus — habt Ihr denn auch nichts fliegen gesehen wie glühende Stücke — das ist eine vulkanische Eruption —“

„Was — Kruzitürken — was wars —?“

„Eine vulkanische Eruption — schaut doch hin.“

„Jesas na —“ schrie da die Lonei, „der Ragenkogel speit Feuer — Vater — Vater — nu is der Hansl mein.“

„Herr Gott — der Haderlump!“ schrie der Bauer, „dös waar.“

„Thalhofer — Thalhofer —“ rief da aus der Dunkelheit — „der Ragenkogel speit Feuer — d' Lonei is mein!“

Nun wetteerte aber der alte Ios — mit Haderlump und Kruzitürken — und fast hätte er sich auf den Burschen losgestürzt in hellem Zorn. Aber da legte ihm der Maler bedächtig die Hand auf den Arm und sagte:

„Euer Wort pflegt Ihr doch zu halten, Hochthaler —?“

„Was hoagt dös? Ich hob Euch schon a mol g'lagt —“

„Nun denn — der Ragenkogel speit Feuer — und wenn der Ragenkogel Feuer speit, so soll der Hansl die Lonei haben — und das müßt Ihr nun halten — ob er nun Millionen hat oder arm ist wie eine Krachenmaus!“

Der Thalhofer war starr — schwieg eine Weile und sagte dann barsch:

„Daher kimmt — und neben d' Lonei sey Di — und morgen gehst zum Herrn Pfarrer und bestellst dös Aufgebot — i will's so haben — verstehst mi —“ brüllte er, „und was i will, dös g'schieht. Hast dös Deardl in's G'red nei bracht — nun heirat's mers, anberstanden?“

Dagegen war nichts zu machen — und der Thalhofer blieb auch unerbittlich bei diesem Entschluß, als man ihm nachher erzählte, der Maler habe Schießpulver und allerhand andere brennbare Sachen gekauft und der Hansl habe in die Spitze des Ragenkogel ein großes tiefes Loch gegraben — tagelang hatte er daran gearbeitet — und dann hatten sie mit hoch obrigkeitlicher Erlaubnis — die brennbaren Stoffe hineingethan, eine kleine elektrische Batterie mit einem Uhrwerk hineingelegt — und pünktlich auf die Minute war die Sache losgegangen. Als er dies Bekenntnis abgelegt, sagte der Maler, er werde früh am nächsten Morgen abreisen. Das litt der Thalhofer aber nicht, er lachte dröhnend und sagte:

„Hier bleibt's — Malefizkerl! Mi schiert's jetzt weiter nix — aber d' Lonei un der Hansl — die können sich bei Euch bedanken — die hab't's unglücklich g'macht!“

### Dreifüßige Charade.

Bejelen dich die Ersten, sei zufrieden, Viel Edles, Schönes ward damit erstrebt, Und ihnen ward schon mancher Lohn beschieden, Irrt auch der Mensch, so lang er lebt! — Die Zweite ist ein gar gefährlich Ding Und hat Verderben Manchem schon gebracht, Drum achte sie nicht all zu sehr gering! Und geh' ihr aus dem Wege mit Bedacht! — Das ganze ist die größte Qual auf Erden, Die an dem Menschen zehrt und ihn entstellt, Wie froh und glücklich könnte Mancher werden, Gäß's dieses böse Ding nicht in der Welt! —